

dot
books

Anna Jansson

TOD IM JUNGFERN TURM

Ein Fall für Maria Wern



Kapitel 5

Sie konnte noch zwei Stunden Schlaf erhaschen, ehe es an der Zeit war, wieder aufzustehen und ins Pflegeheim Mariagården zu fahren. Dann würde sie es gerade noch schaffen, die Kühe zu versorgen, Anselm in den Rollstuhl zu setzen und ihm Frühstück zu machen. Der Gedanke, sich krank zu melden, war unglaublich verlockend, doch sie sah ein, wie ungeschickt das wäre. Mona Jacobsson, die seit der Grippe vor vier Jahren keinen einzigen Tag krank gewesen war, fehlt an dem Tag, an dem ihr Mann verschwindet. Das würde auf jeden Fall Verdacht erregen. In ihrem Kopf hämmerte der Schmerz trotz Tabletten. Aber sie wagte nicht, mehr von Anselms Wodka zu trinken, obwohl sie beschlossen hatte, um sechs Uhr mit dem Bus in die Stadt zu fahren. Irgendwann merkte der Alte, daß Wasser in der Flasche war. Das wußte sie, seit sie versucht hatte, die Schläge, die er in seiner Trunkenheit austeilte, abzumildern.

Die Dämmerung bahnte sich ihren Weg durch Wände und Rollos und störte sie, obwohl sie die Augen schloß. Oben hustete Anselm. Normalerweise war es Wilhelm, der mit seinem trockenen Husten den Nachtschlaf zerhackte. Er hätte damit mal zum Arzt gehen sollen. Unten auf der Straße war ein Auto zu hören. Mona fragte sich, wer das wohl sein konnte. Beim Einschlafen irrten ihre Gedanken in unruhigen Mustern hin und her, doch die Angst vor Entdeckung und Strafe riß sie immer wieder an die Oberfläche. Wieder und wieder mußte sie sich selbst trösten und ihre Arme streicheln, bis der Schlaf mit seinen eigenen Bildern von der Wirklichkeit sie aufnahm.

Sie wanderte im Nebel übers Moor, die Füße sanken ihr ein, und die Schuhe füllten sich mit Moorwasser. Der Geruch von stehendem Wasser, feuchter Erde und Gagelstrauch stieg vom Boden auf. Sie trug einen Stein in ihrem Rock, der sie immer tiefer in die Erde drückte. Es war ihr nicht erlaubt, den Stein wegzulegen. Jeder Schritt war mühsam. Die Muskeln in den Waden brannten vor Milchsäure. Der Stein, den sie im Schoß trug, stammte von dem Steinhaufen im Wald. Von der Grube, wo Menschen, die das Böse auf Abstand halten wollten, jahrhundertlang Stein auf Stein gehäuft hatten. Verdammnis und ewiges Unglück trifft den, der Steine von dem Haufen nimmt! hatte die Schlange geflüstert und ihr schuppiges Haupt erhoben, so daß sie sehen konnte, wie unter den eiskalten Augen die Zunge spielte.

Wilhelms Seele schwebte über dem Moor, suchte sie im Nebel. Kein schützender Baum, soweit das Auge reichte, kein Ort, an dem sich verstecken könnte. Sie verspürte die Witterung seines Zorns in den Nasenlöchern, einen säuerlichen, alkoholgeschwängerten Gestank, der immer dichter wurde, und sie stolperte auf den Wald zu, um ein Versteck zu finden. Der Boden griff saugend nach ihren Knöcheln und hielt sie fest. Sie versuchte aufzustehen und von Grasbüschel zu Grasbüschel zu springen, aber mit jedem Fehltritt

sank sie noch tiefer in den sandigen Boden ein. Die Baumkronen konnte sie nur weit entfernt als schwarze ausgestreckte Arme ahnen. Komm zu uns, beeil dich. Komm schnell!

Die Stimme seines Zorns war über ihr. Seine Beschuldigungen donnerten wie eine Ohrfeige übers Moor, wie ein Brand über vergilbtem Gras. Ein Feuerball rollte in schrecklicher Wut auf sie zu. Sie machte kehrt und rannte, sank mit den Beinen ein und fiel der Länge nach hin. Der sumpfige Boden schloß sich um ihr Gesicht. Jetzt war er ganz nah. Jetzt hörte sie seine Schritte auf den Grasbüscheln, den platschenden Laut der Stiefel. Wehe dem, der einen Stein vom Hügel nimmt! Wehe! Wehe! Sie versuchte aufzustehen und sank bis zu den Knien ein, packte das Gras mit den Händen und zog ein Bein nach dem anderen hoch. Mona, Mooona! Sie kroch mit den Händen über dem Kopf weiter. Er hatte sie gefunden, und jetzt gab es keinen Grund zu warten. Eine eiskalte Hand packte ihr Handgelenk. Sie verspürte einen pochenden Schmerz. Mona. Mooona! Das ganze Bein explodierte, und sie wachte voller Schmerzen auf. Sie warf die Decke beiseite, um nach ihrem Bein zu sehen. Ein blauer Fleck, so groß wie die Handfläche eines Mannes, verlief vom Knöchel zur Wade. Mona. Mooona! Man konnte deutlich die Stelle sehen, wo starke Finger sich um die Haut geklammert hatten. Wilhelms Finger. Das Bein war dick und blau meliert. Die Schlange!

»Mooona!« Vaters Stimme von oben. Mühsam stieg sie aus dem Bett und stützte sich auf dem Weg in den Flur an der Wand ab. Die Übelkeit schwappte im Hals.

»Mooona!«

Mit der Hand am Treppengeländer zog sie sich die Treppe hinauf.

»Ich komme!«

»Soll man hier liegen und verbluten?«

Sie machte das Licht an und zuckte beim Anblick von Anselms blutigem Gesicht zusammen.

»Ich hab Nasenbluten. Aber das schert dich kein bißchen, nich? Hier muß man liegen, bis man in seinem eignen Blut vergeht.«

Sie sah mit wachsender Verzweiflung auf seine Finger, die bis zu den Knöcheln blutig waren. So ist es, wenn einem langweilig ist, die Stunden in der Dämmerung sind dann immer die schlimmsten. Es war nicht das erste Mal, daß er sich aus mangelnder Anregung selbst Nasenbluten zugefügt hatte. Genauso war es mit dem ständigen Übergeben bei den Zwillingen gewesen. Beim Kinderarzt hatte man es »habituelles Erbrechen« genannt, ein gewohnheitsmäßiges Spucken, das durch Langeweile und Übersättigung hervorgerufen wurde. Auf den Begriff habituelles Nasenbluten war sie noch nie gestoßen, doch das gab es ganz ohne Zweifel. Mona holte tief Luft und drückte seine rotgeschwollene Nase zu.

»Hast du Kaffee aufgesetzt?«

»Nein.«

»Es muß aber jetzt an der Zeit sein! Ich hab Wilhelm gar nicht fahren hören. Hab ja gedacht, daß er mir nen Kaffee bringt, aber dazu war wohl keine Zeit. Ist ja wohl so scheinwichtig mit der Feldübung aufm Festland, daß ihm der Hintern gebrannt hat.«

»Bleib ruhig. Sobald es aufhört zu bluten, mache ich dir einen Kaffee.«

»Hat Wilhelm die Zeitung reingeholt?«

»Ich schau gleich nach.«

»Und dann will ich Hilfe mit der Pinkelflasche, sonst passiert noch'n Unglück. Und dann zieh das Rollo hoch, damit man sehen kann, daß ich wach bin. Und mach das Radio an, verdammt! Ich muß den Seewetterbericht hören.«

Glückliche Menschen, deren Dämmerungsqualen mit heißem Kaffee und der monotonen Stimme des Seewetterberichts gemildert werden konnten. Anselm fand Sicherheit darin, dieselbe Geschichte wieder und wieder zu hören. Alles ist wie immer, es ist nichts geschehen.

Wenn alles wie immer gewesen wäre, dann hätte Wilhelm, ehe er fuhr, gefrühstückt und die Zeitung gelesen. Aus alter Gewohnheit goß Mona Kaffee in seine abgenutzte Tasse und stellte sie an seinen Platz am Fenster. Dann bemerkte sie schauernd, was sie getan hatte. Sie drehte das Radio an. Gleich würde der Seewetterbericht kommen. Wenn Wilhelm zu Hause gewesen wäre, dann hätte er ihn gehört. Und Gott gnade dem, der dann nicht klug genug war, den Mund zu halten. Fast andächtig horchte sie auf die Worte, die in Stereo gleichzeitig aus dem ersten Stock und aus dem Transistorradio in der Küche kamen: Anholt Nord und Gotländische Sandinsel, mäßige bis frische Brise, auffrischender Wind aus West. Im Tagesverlauf niederschlagsfrei, gegen Abend vereinzelte Schauer, morgen klar bis bewölkt. Sie hätte selbst keine würdevollere Rede zu seinem Gedenken halten können. Das waren schönere Worte, als er verdient hatte. Almagrund und Nordspitze von Öland, das klang wie eine uralte Messe.

Als die Feierstunde vorüber war, goß sie seinen Kaffee in den Ausguß. Wilhelm pflegte die Tasse immer nach rechts ins Fenster zu stellen, um dann noch einen Kaffee zu trinken, wenn es Zeit für den »Zehnuhr« war. Jetzt wäre er aufgestanden und hätte sich die Krümel von der Hose und vom braunkarierten Wachstuch auf den Boden gebürstet. Ein schneller Blick auf die Uhr. Er wäre gerade rechtzeitig zur Gotlandfähre gekommen. Die Regel, daß man fünfundvierzig Minuten vorher kommen muß, galt seiner Meinung nach nur für Touristen. Ehrlich arbeitende Menschen sollten keine kostbare Zeit mit dem Anstehen an der Fähre verbringen. Darüber und über vieles andere konnte er ewig lange Vorträge halten, bei denen er ihre volle Aufmerksamkeit verlangte. Nie wieder würde sie mit der Milchpackung in der Hand auf dem Weg zum Kühlschrank von seiner eintönigen Stimme festgenagelt werden. Sieh mich an, wenn ich mit dir rede! Es wurde keine Antwort von ihr erwartet, sie sollte nur zustimmend nicken oder den Kopf schütteln. Und gnade ihr Gott, wenn sie einen Fehler machte. Wie in dem Spiel »Alle Vögel fliegen hoch« war hier ihre volle Aufmerksamkeit gefragt. Ein Ja an der falschen Stelle, und die Vortragszeit würde sich verdoppeln. Zurück auf Los.

Die graugestreifte Katze rieb sich verschmust an ihrem nackten Bein, als ein Telefonklingeln die Stille der Küche durchschnitt. Sie wollte gerade die Milchschale abstellen und vergoß vor Schreck die Milch über ihre nackten Füße. Die Polizei? Nein, noch nicht. Aber wenn ... wenn man ihn schon in dem Steinhügel gefunden hatte. Ihr Herz raste, die Schläge brausten in den Ohren. Der Ton, der sich ständig aufdrängende Ton in ihrem Kopf wurde lauter und übertönte das Telefonklingeln. Mit einer kraftlosen Hand nahm sie den Hörer ab.

»Mona Jacobsson.«

»Die Lederjacke, du mußt sie verschwinden lassen«, sagte er. Und dann war das

Gespräch unterbrochen.

Die Kälte in seiner Stimme erschreckte sie mehr als alles andere. Wann hatte sie die zum ersten Mal bemerkt? Sie wußte es nicht mehr. Eine völlige Abwesenheit von Mitgefühl, sie war meist gut verborgen, aber in den Momenten, in denen sie zutage trat, ließ sie sie erbeben. Das war ein Zustand, in dem er für nichts und niemanden erreichbar war. Trotzdem liebte sie ihn. Würde es ihm je möglich sein, ihre Verzweiflung zu verstehen? Konnte er wenigstens sich selbst lieben?

Jetzt hätte Wilhelm die Lederjacke vom Haken im Flur genommen. Ganz gleich, wie warm es draußen war, wenn man aufs Festland fuhr, brauchte man eine Lederjacke, um respekteinflößend zu wirken. Mona kam es so vor, als schäue das schwarze Lederstück sie vorwurfsvoll an. Die Brieftasche mit der Fahrkarte hatte er in der Hosentasche gehabt. Was sollte sie nur mit der Lederjacke machen? An den Ellenbogen war sie abgewetzt, und er hatte schon davon gesprochen, sich eine neue zu kaufen. Vielleicht hatte er das ja auf dem Festland tun wollen. Konnte sie das behaupten? Nein, das würde niemand glauben, wo er doch beim Lederhändler in der Stadt Rabatt bekommen konnte. In der Hinsicht war Wilhelm loyal.

Wohin sollte sie nur mit dem Ding? Wo sollte sie die Jacke verstecken, daß zu ihren Lebzeiten niemand sie fand? Konnte man sie eingraben? Nein, denn jetzt war hellichter Tag, aber sie wagte auch nicht, sie noch länger im Flur hängen zu lassen. Damit hatte er recht. Schließlich konnte die Polizei kommen, oder irgendein Nachbar.

Da mußte sie an den Misthaufen denken. Die Zementplatte taugte nichts mehr, weil die Typen von der EU mit neuen Vorschriften gekommen waren und sie auf dem Hof einen neuen Misthaufen anlegen mußten. Sie hatte keine Ahnung, woher Wilhelm das Geld gehabt hatte. Aber die Entmistungsanlage hatte ihre Vorteile. Ein paar Monate da drin, und die Lederjacke würde verbrannt sein. Ein Handvoll Mulch, nicht mehr. So war es jedenfalls mit der Katze gewesen, die hineingefallen war. Drei Monate später hatten sie das Skelett gefunden. Mona hatte eine Idee und holte die Schere aus der Küche. Erst schnitt sie den Kragen ab, dann die Ärmel. Das Wichtigste war, das Synthetikfutter und die Plastikknöpfe zu entfernen. Diese Dinge mußte sie in den normalen Müll tun. Sie konnte sie mitnehmen und bei der Arbeit entsorgen, dann wäre das Risiko, entdeckt zu werden, minimal.

Es gab ihr ein Gefühl der Befriedigung, mit der scharfen Schere durch das zerschlissene Leder zu fahren. Wenn er sie jetzt sehen könnte. Wenn er sie jetzt wirklich sehen konnte. Woran merkt man das? Woran merkt man, daß man von der anderen Seite beobachtet wird? Vielleicht saß er wie immer auf dem Küchenstuhl, wenn auch seine Leiche unter dem Steinhaufen lag. Vielleicht brüllte er aus vollem Halse, während sie die Jacke auseinanderschnitt, und sie konnte seine Stimme nur nicht hören. Es war einfach eine andere Frequenz, ein hoher Ton, den nur Katzen und Hunde hören können.

Schauernd steckte sie die Lederstücke in einen Plastikeimer, legte ein paar Mohrrübenschalen obenauf und ging hinaus. Sie ging um den Bagger herum, der auf dem Hügel hinter dem Schuppen stand. Ganz vorsichtig hatte sie im Frühjahr erwähnt, daß sie einen neuen bräuchten, aber er war stur geblieben und wollte seinen alten Ferguson behalten. Hier würde es keinen neumodischen Kram geben. Was für den alten Jacobsson gut gewesen war, würde auch für seinen Sohn taugen.

Der neue Hahn von Henrik krächte triumphierend auf der anderen Seite des Zaunes. Gestern hatte es im Hühnerhaus ein Geschrei und Gegacker ohnegleichen gegeben, als der neue Hahn alle seine Frauen vergewaltigt und damit seine Macht demonstriert hatte.